Nr. 258. Sonntag. Dresden, 18. September 1898. (1. Ausgabe.) 60 000 Abonnenten.

Neueste Nachrichten

Anzeigen-Preis: Die einspaltige Zeile für Dresden und Vororte 15 Pf., für auswärts 20 Pf., im Reclametheil 50 Pf., für Tabellen- und complicirten Satz entsprechenden Zuschlag. Auswärtige Aufträge nur gegen Vorausbezahlung.
Bezugs-Preis: Durch die Post vierteljährlich Mk. 1,50 (ohne „Illustrirte Blätter"). Für Dresden und Vororte monatlich 50 Pf. (ohne „Illustrirte Blätter"). Für Oesterr.-Ung. viertelj. Mk. 1,80. Post-Bestellnummern: Deutschland, ohne „Illustr. Bl." 6222 mit bergl. 6228; Oesterreich, ohne „Illustr. Bl." 2656, mit bergl. 2657

Redactions-Fernsprecher Amt I Nr. 3897.

Unabhängiges Organ.

Gelesenste Tageszeitung Sachsens.

Expeditions-Fernsprecher Amt I Nr. 4571.

Redaction und Haupt-Geschäftsstelle: Pillnitzerstraße 43.
Filialen für Abonnement- und Inseraten-Annahme zu Originalpreisen in Altstadt: G. Schneider, Postplatz. P. Wagner, Marienstr. 28. E. Wethe, Ecke Altmarkt. A. Rehfeld, Pirnaischerplatz. L. Baumgarte, Strehlenerstr. 19. O. Meile, Wienerstraße (Ecke Pragerstr.). Th. Grimm, Falkenstr. 16. — Neustadt: J. Bubenik, Kaufmann, Hauptstr. 13. M. Weber, Bautznerstraße 48, Eingang Martin-Lutherstraße. R. Walther, Oppellstraße 17 und alle Annoncen-Bureaus.

„Perfectio", Dr. med. Wolfermann's Patent-Bruchband, unerreicht an Sitz und Wirkung und ein Segen für jeden Bruchleidenden. Alleinverkauf bei **M. H. Wendschuch sen., Marienstrasse 22b.**

Die heutige Kammer umfaßt 14 Seiten. Roman und Kirchen-Nachrichten siehe Beilage.

Schon jetzt

wollen unsere

Post-Abonnenten

das Abonnement für das IV. Quartal 1898 erneuern, damit nicht die geringste Unterbrechung in der Zustellung der „Neuesten Nachrichten" eintritt.

Abonnementspreis (ohne Witzblatt) von der Post abgeholt pro IV. Quartal 1898 nur

1,50 Mk.

Marine-Politik.

❋ In richtiger Erkenntniß der Schwierigkeiten, welche in allen parlamentarisch regierten Ländern allen weiteren Militär- und Marineforderungen durch die russische Friedenskundgebung erwachsen könnten, hat einer der intelligentesten und bedeutendsten Politiker Frankreichs, Jules Roche, es soeben unternommen, die Klagen über die Militärlasten an der Hand von statistischem Material einer Untersuchung zu unterziehen. Die in dem Zaren-Erlaß aufgestellte Behauptung, daß die Kräfte der Völker, die Arbeit und das Capital zum großen Theile durch die Aufwendungen für die Rüstungen von ihrer natürlichen Bestimmung abgelenkt und in unproductiver Weise aufgezehrt würden, daß ferner durch die Verausgabung von Hunderten von Millionen zur Beschaffung furchtbarer Zerstörungsmaschinen die nationale Cultur und der wirthschaftliche Fortschritt gelähmt würden, — hält nach den Ausführungen Roches vor den Thatsachen nicht Stand. Im Gegentheile wird darin einwandsfrei nachgewiesen, daß gerade die Auslagen für Heer und Flotte productiven Zwecken dienen, indem sie die Production wirthschaftlicher Werthe zunächst schützen, dann aber auch insofern werbend wirken, als die Unkosten für Erhaltung und Bewaffnung der Streitkräfte in Tausenden von Canälen wieder in das Volk, das sie aufgebracht hat, zurückfließen. Wenn auch die Militärlasten im Allgemeinen gewachsen sind, so ist doch ihre relative Höhe heute niedriger als früher. Speciell für die französische Armee stellen sie sich, nach den Aufstellungen des französischen Budgets, heute auf 26 Procent der Gesammtausgaben, gegen 28 Procent unter der Restauration, 32 Procent unter Louis Philipp und 30 Procent unter Napoleon III. Bei einer Steigerung der Gesammtausgaben von 2209 Millionen auf 3658 Millionen, also um 1449 Millionen haben sich die Militärausgaben nur um 380 Millionen vermehrt, sodaß also die Auslagen, welche das Volk für seine nationale Sicherheit aufwendet, keinesfalls die größte Last sind, die es zu tragen hat.

Gerade bei uns in Deutschland, wo häufig die fortdauernden Klagen über das drückende Anwachsen der Militär- und Marinelasten als Motiv für die Ablehnung aller einschlägigen Regierungsvorlagen hingestellt werden, ist es nöthig, auf derartige statistische Angaben hinzuweisen. Ganz besonders gilt dies für unsere Flotte, welche auch heute noch, trotzdem erfreulicherweise der hartnäckige Kampf einer kurzsichtigen Opposition im letzten Jahre erfolglos geblieben ist, sich als die kleinste von sämmtlichen Flotten der Großmächte darstellt. 12 Panzerschiffe mit 110 000 To. und 33 Kreuzer mit 116 000 To. bilden heute unsere Kriegsflotte, gegenüber einer Stärke Frankreichs von 36 Panzern mit 347 000 To. und 83 Kreuzern mit 311 000 To. und einer Stärke Rußlands von 18 Panzern mit 182 000 To. und 33 Kreuzern mit 140 000 To. Auch die österreichische und die italienische Kriegsflotte sind stärker wie die unsrige, von der englischen natürlich ganz abgesehen. Eine numerische Vermehrung unserer Kriegsflotte ist für die allernächste Zukunft dadurch ausgeschlossen, daß sich unsere Marineverwaltung bekanntlich bei der Verhandlung über die letzte Vorlage dahin gebunden hat, sich für die nächsten 7 Jahre mit der augenblicklichen Anzahl zu begnügen. Aber damit soll und darf nicht gesagt sein, daß, im Rahmen des gegenwärtigen Bestandes, die Leistungsfähigkeit unserer Flotte nicht verstärkt werden dürfe. Eine Kriegsmarine, welche nicht mit allen technischen Erfindungen der Neuzeit ausgerüstet ist, entspricht nicht mehr ihren Zwecken, und es ist daher eine Pflicht unserer Marineverwaltung, sich in dem Augenblick, in welchem sie die Nothwendigkeit erkennt, Neuerungen einzuführen, die sich bei anderen Flotten bewährt haben, — mit ihren Forderungen an den Reichstag zu wenden. Insbesondere die Erfahrungen, welche man aus der marinetechnischen Ueberlegenheit der Amerikaner im letzten Seekriege gezogen hat, müßten sobald als möglich auch bei der deutschen Marine nutzbringend angewandt werden.

Die fachmännischen Berichte haben ergeben, daß die Kriegsmarine der Union sich besonderer technischer Einrichtungen erfreut, welche sie den Flotten aller anderen Staaten qualitativ überlegen macht. So besitzt z. B. keine andere Marine den amerikanischen Distanzmesser, welcher elektrisch arbeitet und direct bei jedem Geschütze die jeweilige Entfernung des zu beschießenden feindlichen Schiffes ohne Unterbrechung genau anzeigt. Auch hat keine Marine an ihren Geschützen die amerikanische Einrichtung des Teleskopsehens, welche einen Fehlschuß auf mäßige Entfernungen selbst für einen ungeübten Zieler fast unmöglich macht. Diese besonderen Vorrichtungen, in Verbindung mit den Drahtkanonen, welche eine bedeutendere Gasspannung aushalten und daher eine größere Anfangsgeschwindigkeit und Durchschlagskraft, sowie eine rasantere Flugkraft erreichen, bilden die Hauptursachen der raschen und starken Erfolge der Amerikaner. Diese Erfolge wären ohne Zweifel auch einem mächtigeren und besser gerüsteten Gegner gegenüber, als die Spanier waren, erreicht worden; wir haben es also hier mit Vorzügen technischer Einrichtungen zu thun, in welchen die Amerikaner uns weit voraus sind, und welche wir gleichfalls einzuführen gezwungen sind, wenn wir nicht die bisherigen Aufwendungen für unsere Flotte entwerthen wollen. Die angegebenen Vorrichtungen erfordern glücklicherweise, im Verhältnisse zu den großen Kosten unserer Kriegsfahrzeuge, nur einen mäßigen Aufwand. Dagegen würde allerdings ein anderes aus amerikanischen Marinekreisen verbreitetes Princip uns, wenn es sich als richtig erweisen sollte, erhebliche Unkosten verursachen. In Washingtoner Marinekreisen ist man nämlich, nach den Erfahrungen des jüngsten Krieges, zu der Ansicht gekommen, daß man nur zwei Typen von Schlachtschiffen brauche: Den Typ des schwer gepanzerten und mit Geschützen schwersten Calibers ausgerüsteten erstklassigen Schlachtschiffes und ferner den Typ des schnellen, vollbewehrten Panzerkreuzers. Die Torpedoboote, auf welche unsere maßgebenden Kreise bisher so großes Gewicht legten, sind nach amerikanischer Auffassung auf hoher See schwer verwendbar und hindern die Bewegungen der Flotte. Wir bauen ja allerdings jetzt in Deutschland auch nur noch sogenannte „Divisionsboote", welche bedeutend größer als die gewöhnlichen Torpedoboote sind. Wenn sich aber das Urtheil der leitenden amerikanischen Ingenieure als zutreffend erweist, so würde sich doch die Nothwendigkeit für uns ergeben, einzelne Bauten einzustellen oder zu beschränken, andere wieder abweichend von den bisher aufgestellten Plänen durchzuführen.

Jedenfalls muß in unserem ureigensten Interesse daran festgehalten werden, daß die von unserem Kaiser jüngst in Porta geäußerten Worte, daß die Armee dauernd schlagfertig und kampfbereit gehalten werden müsse, auch unter den heutigen Verhältnissen auf die Marine Anwendung finden müssen. Der Reichstag, welcher mit Zustimmung der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes den letzten Flottenplänen zugestimmt hat, kann unmöglich wollen, daß die im Bau befindliche deutsche Ergänzungsflotte von den Vortheilen der inzwischen gemachten Fortschritte nicht profitiren und also, durch Ersparniß an falscher Stelle, im Voraus minderwerthig gemacht werde.

Politische Uebersicht.

* Dresden, 17. September.

Busch's Enthüllungen.

Aus Privatmittheilungen des Fürsten Bismarck ein Handelsgeschäft machen zu wollen, mag gewinnbringend sein, ist aber doch wenig ehrenvoll. Fürst Bismarck war in seiner Häuslichkeit ein Mensch wie alle anderen Menschen und mag da, im Vertrauen auf die Discretion seiner Umgebung, in momentaner Aufwallung manches Wort haben fallen lassen, welches nicht so ernst gemeint war und das jedenfalls, wenn man nicht die näheren Umstände kennt, unter denen es ausgesprochen wurde, einen historisch werthvollen Beitrag zu seiner Geschichte nicht bieten kann. Herr Moritz Busch scheint in wenig delicater Weise einen internationalen Handel Engros und Endetail in Bismarck-Artikeln eröffnet zu haben. Schon die in Deutschland von ihm erschienene Broschüre „Bismarck und sein Werk", in welcher sich Busch auf seine Tagebuchblätter und auf Mittheilungen Lothar Buchers als besondere Legitimation beruft, enthielt wenig neues actenmäßiges Material, mit Ausnahme des bereits bekannten Abschiedsgesuches und der gleichfalls in den „Times" veröffentlicht gewesenen Erörterung über das Verhältniß Bismarcks zu Kaiser Wilhelm I. Das Buch, aus welchem wir einige kleine Auszüge mittheilten, die uns interessant erschienen, enthielt im Uebrigen eine

Eine unglückliche Fürstin.

Von C. v. B.

(Nachdruck verboten.)

General della Rocca erzählt im zweiten Bande seiner Autobiographie ein Erlebniß, dessen unglückliche Heldin in mehr als einem Punkte an die Kaiserin von Oesterreich erinnert. Jedenfalls erregt sie unser tiefstes Mitleid. Als im Jahre 1860 das Einigungswerk Italiens reißende Fortschritte machte, begleitete General della Rocca seinen Königlichen Herrn, Victor Emanuel II., in den Krieg. Das große Hauptquartier war in Pistoia (oder war es Prato?) angelangt und freute sich, nach vielstündigem Ritt am Vormittage, der vorgefundenen gedeckten Tafel. Der General della Rocca sollte sich umsonst gefreut haben, denn unmittelbar, bevor es zu Tische ging, kam der König und sagte ihm leise ins Ohr: „Essen Sie rasch ein paar Bissen, dann setzen Sie sich in einen Wagen, fahren Sie nach Viareggio und machen Sie meiner Cousine, der Erzherzogin Maria Theresia von Lucca, als mein Vertreter Ihre Aufwartung. Dann kommen Sie sofort zurück und erstatten mir Bericht." Der General schluckte, während die Pferde angespannt wurden, eiligst ein paar Mundvoll hinunter und fort ging's.

Maria Theresia von Savoyen war eine von den vier Töchtern Victor Emanuels I. und Maria Theresias von Este. Mit Karl von Bourbon, dem zeitweiligen Herzog von Parma und später auch Lucca vermählt, fand die arme Prinzeß in der Ehe wenig Glück. Ihr Gemahl gehörte, wie man sich heute vielleicht ausdrücken würde, zu den geistig nicht normalen Menschen und verübte die unglaublichsten Thorheiten. Daß er einmal einen Stallknecht zu seinem ersten Staatsminister erhob, war noch nicht der schlimmste Streich. Solche Wirthschaft mußte ein Ende nehmen, und unter dem sanften Drucke seiner lieben Unterthanen entsagte der Herzog — nicht ohne einen gewissen Humor — am 14. März 1849 dem Throne zu Gunsten seines sechsundzwanzigjährigen Sohnes. Dieser, seiner Mutter Augapfel, aber gleich seinem Vater excentrisch und ein wüster Schürzenjäger, zugleich ein rücksichtsloser Verfolger jeglicher liberaler Richtung, regierte nur fünf Jahre, denn schon am 27. März 1854 machte der Dolch eines Meuchelmörders seinem Leben ein Ende. Von diesem Tage an begann für die unglückliche Mutter eine endlose Trauerzeit. Am Hofe von Parma und Lucca hatte sie nichts mehr zu thun, denn die Regentschaft für ihren kleinen Enkel führte dessen Mutter, die Herzogin von Berry und ihr Mann, der Ex-Herzog, lebte als lustiger Strohwittwer in Paris. Giebt es eine ausgleichende Gerechtigkeit in der Weltgeschichte? Herzog Karl II. starb, ein Vierundachtzigjähriger, nach einem mehr als reichlich genossenen Leben am 17. April 1883 in Nizza.

Die verlassene Maria Theresia vergrub sich in eine Villa bei Viareggio. Ein dunkler Pinienwald umgab die Villa und entzog sie jeder Sicht von außen, ließ aber auch keinen Ausblick von innen zu. Aber nicht genug damit, war der schloßähnliche Bau noch unmittelbar von einer hohen doppelten Mauer, dazwischen wieder ein dichter Pinienkranz, umschlossen. Es kostete den Abgesandten des Königs die größte Mühe, mit seinem Wagen bis an den Fuß der Villa zu gelangen, und noch mehr, bis zur Herzogin zu dringen. Man holte sie aus der Capelle, in der sie ihrem hingemordeten Sohne ein Denkmal hatte setzen lassen.

Dort verbrachte sie den größten Theil des Tages. Auf den Knieen liegend und die zerfurchte Stirn auf die Marmorbank des Betstuhles pressend, sandte sie die heißesten Gebete zum Himmel, um die Begnadigung der Seele des jungen Sünders zu erflehen. Weder Hofdamen noch Kammerherren litt sie um sich; von Zeit zu Zeit erschien ein Marchese aus Florenz, der ihr Vermögen verwaltete und nach dem Rechten sah. Im Schlosse wohnte, abgesehen von dem nöthigsten Dienstpersonal, außer ihr nur ihr Beichtvater. Dieser nahm an ihrem Mittagsmahle theil und leistete ihr auch in den seltenen Stunden, in denen sie im Salon erschien, Gesellschaft. So lebte sie wie eine lebendig Begrabene dahin, ohne Ahnung von den Dingen, die sich in der Welt und ihrer nächsten Nähe vollzogen.

Im Jahre 1850 hatte der General die Zwillingsschwester der Herzogin, die Kaiserin-Wittwe von Oesterreich, in Prag gesehen. Nun mochte er kaum noch glauben, daß die Beiden Schwestern waren; eher schien die Dame ihm die Mutter von der anderen zu sein. So war die arme Frau gealtert.

Als General della Rocca zu ihr von Victor Emanuel sprach, mußte er ihr erst mühsam klar machen, wer das eigentlich war, und als er dann erwähnte, daß er von Florenz komme, fragte sie, wie es dem Großherzog von Toskana ergehe. Da mußte der General denn antworten, daß dieser seit länger als einem Jahre in Wien weile. Die Herzogin fragte nicht einmal warum, so daß der General, da sie ihn noch nicht entlassen hatte und eine peinliche Pause entstand, ihr so schonend als möglich mittheilte, daß zu Folge eines Plebiscits Toskana sich mit Piemont vereinigt habe und daß dort das Haus Savoyen, dem sie ja auch angehöre, glorreich weiter regiere. Er bemerkte jedoch ganz deutlich, daß ihr das Wort „Plebiscit" etwas Unverständliches war, wie sie denn überhaupt von seinen Erzählungen augenscheinlich nur das Wenigste begriff.

Nach einem ersten Augenblick, in dem sich das allergrößte Erstaunen aussprach, schloß sie die Augen, als ob sie schliefe, und faltete ihre Hände. Vielleicht betete sie für die Seelen der bösen Revolutionäre, die da Fürsten von ihren Thronen stießen und sich an einen neuen Herrn schlossen. Dann erhob sie sich, verabschiedete den General und trug ihm Grüße und Danksagungen für ihren Vetter auf, ohne dem Officier indeß, wie üblich, die Hand zum Kusse zu reichen. Zu Victor Emanuel zurückgekehrt, erstattete della Rocca getreulich Bericht und verschwieg auch den schmerzlichen Eindruck nicht, den die Erscheinung der Herzogin auf ihn gemacht hatte.

Nach reiflicher Ueberlegung gelangten Beide zu dem Ergebniß, daß da nicht zu helfen sei und daß die Herzogin, so bemitleidenswerth ihr Schicksal immer erscheine, dessen ganze Härte doch nicht fühle. Ihre ganze Persönlichkeit gehörte vergangenen Zeiten an, ihr Geist lebte in einer andern Welt. Sie hätte sich in moderne Anschauungen garnicht mehr hineinzufinden vermocht. So erschien es denn als das Beste, sie ruhig dort zu lassen, wo sie war und ihren seraphischen Frieden nicht zu stören.

„Cyrano von Bergerac."

Unser Berliner Bureau schreibt über Rostands Bühnendichtung „Cyrano von Bergerac":

Cyrano (1620—55) ist der Typus des Gascagners, im Leben wie in der Literatur ein Held und Schläger ohne Gleichen, der als Dichter die spanischen Schelmenromane fortsetzt und mit zügelloser Phantastik eine geistvolle „Reise nach dem Monde" schreibt, nach der 200 Jahre später Jules Verne seine Reise durch die Weltenkörper gebildet hat.. Die Schicksale dieses eigenartigen Mannes hat Rostand in seiner Komödie ziemlich getreulich verarbeitet. So giebt er ein Culturbild, gleichzeitig aber auch die Tragikomödie des häßlichen Mannes. Denn Cyrano ist verunstaltet durch eine Riesennase:

Stolzer als alle Meister der Emphase,
Die das Gascognerland erzeugt seit ältsten Tagen,
Schleppt er in seinem Pulcinellakragen
'ne Nase, meine Herrn, welch eine Nase!
Sieht man sie nur von ferne blitzen,
So ruft man: Nein, weiß Gott, er übertreibt!

Und dieser Häßlichste liebt der Schönen Schönste, die holde Roxane. Diese aber liebt den schönen Christian. Doch da sie zu den „Preciösen"

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490221629-1898091801/1